RAHEL, BETTINA UND
CHARLOTTE STIEGLITZ

BRANDES

Rahel, Bettina und Charlotte Stieglitz.

Drei litterarhistorische Charakterbilder aus der Zeit des „jungen Deutschland“.

Von

Georg Brandes.

Leipzig.
Verlag von H. Barsdorf.
1896.

Es wurde mir nahegelegt, die geistvolle Charakteristik dieser drei hervorragenden Frauengestalten aus dem Rahmen des „jungen Deutschland" herauszunehmen und in einer Sonderausgabe weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Um so bereitwilliger geschah dieses, als in der That das Bild derselben, vor allem dasjenige Rahels, welche man die Sibylle des 19. Jahrhunderts genannt, und mehr noch dasjenige von Charlotte Stieglitz, dieser liebenswürdigen Schwärmerin, mehr oder minder zu verblassen beginnt, — während Bettinas Name für ewige Zeiten durch Goethe getragen wird.

Es ist eine psychologisch-feine Kleinmalerei, welche Brandes hier von den drei Frauen des „jungen Deutschland" giebt. Sie wird manchen Leser veranlassen, sich in Varnhagens Briefwechsel mit Rahel und Mundts Biographie Charlottens zu vertiefen!

Der Verleger.

Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz.

Weder die Darstellung des Verhältnisses zwischen Litteratur und Politik, noch diejenige des Ganges der litterarischen Begebenheiten, noch schließlich die Zeichnung der wichtigsten Männercharaktere des jungen Deutschland, enthüllt das Seelische dieser Zeit zu Genüge.

Was da gemacht und gethan wird, ist äußerliches Merkmal. Was da in der Bücherwelt hervorgebracht wird, strebt naturgemäß nach dem Wirkungsvollen, muß schon der Deutlichkeit halber bis zu einem gewissen Grade stilisiert und in Relief gesetzt werden. Will man erfahren, wie das geistige Leben eines bestimmten Zeitalters sich gestaltet hat, so muß man versuchen, den leitenden Persönlichkeiten so nahe als möglich zu kommen, auch darf man nicht versäumen, den Eindruck, den man durch Beobachtung der leitenden Männer der Zeit gewonnen hat, durch das Studium der typischen Frauengestalten jener Periode zu vervollständigen.

Wo das Gefühlsleben ausgeprägter als das Schaffen ist, und das Gestaltungsvermögen zu schwach, um das Geschaffene ganz von der Persönlichkeit abzulösen, die Ursprünglichkeit aber doch kräftig ist, da dringt der Forscher am leichtesten in die Lebensquellen des betreffenden Zeitalters ein. Der Brief einer geistig hoch begabten Frau gewährt einen tieferen Eindruck in den lebendigen Menschen und seine wahre Gefühlsweise, als eine politische Rede oder ein Trauerspiel.

Keine der wenigen bedeutenden Frauen, welche die Geister in diesem Zeitraume beherrschten, hat irgend ein Kunstwerk geschaffen, oder nur den Versuch dazu gemacht. Sie haben weder Romane noch Abhandlungen geschrieben. Sie haben,

auch litterarisch, unmittelbar durch ihre Persönlichkeit gewirkt, und augenscheinlich die Geister nur dadurch in so starke Bewegung gesetzt, weil man in ihnen etwas von dem innersten Wesen des Zeitalters ausgeprägt fand. Ihre Naturen sind weder plastisch noch greifbar, es ist etwas Undeutliches, Verwischtes in den Konturen ihres Geisteslebens; ist es deshalb auch schwierig, ihre Individualitäten zu schildern, so ist es doch um so leichter, den Pulsschlag der Zeit in ihren Aeußerungsformen zu fühlen.

Hierdurch begreift man, daß die Idee, welche dem Leben der Besten in dieser Periode zu Grunde liegt und sich in der Opposition gegen die Verehrung der Regel, gegen diesen Zwang des Herkömmlichen kundgiebt, darin besteht, daß es einzig und allein eines denkenden und gefühlvollen Geistes würdig sei, die menschlichen Verhältnisse in selbständiger, ursprünglicher Weise aufzufassen und sein Benehmen auf diese Auffassung zu gründen. Diese Idee war nicht mehr neu im deutschen Geistesleben; sie stammte von Herder und war von allen Verkündern des Naturevangeliums, so auch von Heinse, welcher einzelne Männer des jungen Deutschland so stark beeinflußte, übernommen worden; besonders entfaltet und auf allen Gebieten des Lebens zur Anwendung gebracht, hatte sie jedoch Goethe. Wenn man die eigentümlichsten Frauengestalten jener Zeit studiert, so entdeckt man, daß alles, was von 1810—1835 tief innerlich sich vollzogen hat, was man als die unterirdische, geheimste Heimlichkeit der Zeit bezeichnen möchte, darin gipfelte, daß Goethes Weltanschauung die kirchliche Punkt um Punkt verdrängt und sich aller großen Instinkte und aller wirklichen Intelligenzen der Zeit bemächtigt hatte.

Die ohne Vergleich bedeutendste Frau, welche in den dreißiger und vierziger Jahren in Deutschland die Geister beschäftigte, war Rahel (Friederike) Varnhagen von Ense. Sie starb im März 1833 und im Jahre 1835 gab ihr Mann in drei Bänden eine Auswahl ihrer Briefe und Tagebücher (Rahel. Ein Buch des Andenkens) heraus, welche der Lesewelt offenbarten, was sie gewesen war. Dieser Veröffentlichung folgten nach und nach eine Reihe anderer, welche sie zum Mittelpunkt haben.

Weit weniger genial, aber bedeutend talentvoller als Rahel war Bettina v. Arnim, welche im Jahr 1835 die Aufsehen erregende und mit Begeisterung aufgenommene Schrift „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ herausgab.

Während man sich an Rahels Namen in Folge ihres vieljährigen, unausgesetzten aber rein privaten Wirkens in der Stille erinnert, während Bettina's Name seinen Glanz von ihrem glitzernden Talent und funkelnden Witz hat, erinnert man sich der dritten Frauengestalt, die so tiefen Eindruck auf die Männer und Frauen jener Zeit machte, nur einer einzigen Handlung, eines Selbstmordes wegen. Das ist Charlotte Stieglitz, die sich im Dezember des Jahres 1834 tötete, deren Lebensgeschichte, Aufzeichnungen und Briefe im Jahre 1834 von Theodor Mundt herausgegeben wurden. Sie wurde sofort von der jungen Schule in zahlreichen Studien verherrlicht. Besonders schön hat sie Gustav Kühne charakterisiert. Ihr Tod gab überdies, wie bereits angeführt, die Veranlassung zu Gutzkow's „Wally“.

Rahel Antonie Friederike Varnhagen (geb. Levin, später unter dem Familiennamen Robert bekannt) kam in Berlin im Jahre 1771 zur Welt. Sie scheint daher einer ganz anderen Epoche, als der vor der Julirevolution, anzugehören; aber erst nach ihrem Tode wurde sie eine öffentliche Persönlichkeit, welche durch das gedruckte Wort mit dem Publikum und den Schriftstellern jener Zeit in Verbindung trat. Sie war eines jener seltenen Wesen, welche kraft einer unerschütterlichen geistigen Frische Alles und Alle verstehen und mit den verschiedenartigsten Individualitäten und Richtungen fühlen. Sie besaß außerordentlichen Scharfblick für das Wesentliche und wurde in Folge ihres vielseitigen, nie versagenden Mitempfindens bis zu ihrem Tode gleichmäßig von den Besten unter den Jüngeren und Aelteren bewundert und geschätzt. Rahel wurde von Karl Gutzkow ebenso gefeiert, als zuvor von Schelling, Friedrich Schlegel, Schleiermacher und Wilhelm von Humboldt. Heinrich Heine bewunderte sie und widmete ihr, der Fünfzigjährigen, das lyrische Intermezzo im „Buch der Lieder“. Sie, die mit den zur Wende des Jahr-

hunderts bedeutendsten Männern, mit dem Fürsten de Ligne, mit Fichte, mit Prinz Louis Ferdinand, Fouqué und vielen anderen vertraut verkehrt hatte, begrüßte zum Erstaunen ihrer Umgebung noch Viktor Hugos „Orientalen" und die Schriften der Saint-Simonisten mit lebendiger Freude. Sie, die noch Preußens Ruhm unter der friederizianischen Zeit erlebt hatte und von patriotischem Geiste erfüllt war, litt unsäglich, als dann der Korse auch Preußen beugte. Während der Freiheitskriege war sie in Berlin und Prag als Vorsteherin von Spitälern unablässig für die Verwundeten thätig. Es liegt etwas Großes in diesem Leben, so wenig dramatisch es auch ist.

Man erhält eine Vorstellung von der Vielseitigkeit ihres Wesens, wenn man die so verschiedengearteten Persönlichkeiten, mit denen sie in naher Verbindung stand, betrachtet. Ihr Inneres barg zugleich Tiefen, die noch heute überraschen, und Unklarheiten, die uns heutzutage in Verwirrung setzen. Der Zauber ihres Wesens lag im mündlichen Verkehr, in der Eingebung des Augenblicks, in der gelegentlichen Aeußerung; daher ist es jetzt nicht leicht, denselben zu rekonstruieren. Sie hat kräftig nach Außen gewirkt, obschon ihr eigentliches Leben ein absolut innerliches war. In ihrem Geistesleben war sie entschieden Aristokratin und doch von solcher Güte, daß sie auch ihr Fernstehender gedachte.

Als junges Mädchen ohne Schönheit und gänzlich ohne Talente, wuchs sie im Hause ihres Vaters, eines reichen jüdischen Kaufmanns in Berlin, zu einer Zeit auf, als die Juden noch nicht die geringsten Bürgerrechte besaßen. Mit 25 Jahren ist sie bereits ein bedeutsames Mitglied der höheren Gesellschaft der Hauptstadt; von ihrem 30. Jahre bis zu ihrem Tode ist sie nicht nur der Mittelpunkt für das geistige Leben Berlins, sondern auch einer der Mittelpunkte für dasjenige von ganz Deutschland. Sie zog vorzüglich durch die Ursprünglichkeit ihres Wesens an. Alle Menschen hegen ja den Wunsch und lieben es, ihr Wesen im Geiste eines größeren, bedeutenderen Menschen abgespiegelt zu sehen, alle begehren Mitgefühl, alle wollen verstanden sein. Und instinktmäßig

verspürten es alle, die ihr nahe traten, Fürsten und Adlige, Diplomaten und Philosophen, Dichter und Männer der Wissenschaft, daß dieses junge Mädchen mit der zierlichen, anmutigen Gestalt, mit den feinen doch vollen Gliedern, mit dem leidenden Ausdruck im Angesicht, welches von dickem, gekräuseltem Haar umgeben und durch den tiefen und festen Blick ihres dunklen Auges belebt war, ihres Vertrauens würdig sei, und dies vor Allem aus dem einen, aber genügenden Grunde, weil sie keine Vorurteile besaß.

Sie verkehrte gern mit einer reizenden Hetäre, wie Pauline Wiesel, der Freundin Prinz Louis Ferdinands; sie ist zugleich die Vertraute derselben, ihres cynischen Mannes und ihres fürstlichen Liebhabers. Sie hält viel von einem reaktionären Wüstling wie Friedrich Gentz; sie beglückwünscht ihn warm, als er, einige sechzig Jahre alt, Fanny Elsler's Liebe gewonnen hat; sie erblickt in ihm jenes leuchtende Prosatalent und den Politiker, der in einem entscheidenden Augenblick nationale Bedeutung gehabt hatte. Die Menschen sind ihr auf Goethe'sche Weise Naturprodukte.

Daß sie sich indessen in ihrer strengen Sittlichkeit und politischen Freiheitsliebe zu einer solchen Höhe von Vorurteilslosigkeit erheben und ihren Horizont dergestalt erweitern konnte, beruht darauf, daß sie in einer Freistatt außerhalb der Gesellschaft, nämlich in einem wohlhabenden jüdischen Hause in Berlin geboren war.

Ein paar Jahrhunderte hindurch hatten die fremden verachteten, krummnasigen Familienväter in dem altmodisch steifen und intoleranten Preußen in ihren Wechselbuden ohne Sinn für etwas Anderes als für den Wert des Geldes gesessen, hatten Thaler auf Thaler gelegt, Obligationen gekauft und etwa hie und da den Fürsten Geld geliehen. In all' ihrem Reichtum waren sie unwissend, orthodox und abergläubisch. So brach in der Aufklärungsperiode Moses Mendelssohns Wirksamkeit über sie herein. Da wurde ihre Religiosität zu edlem Rationalismus, und sie lernten verstehen, was Kenntnisse und Bildung bedeuteten. Bereits am Schlusse des 18. Jahrhunderts hatten sie ihren Söhnen eine

ganz neue Erziehung gegeben, und gleichzeitig begann man diese Söhne als Wesen zu betrachten, an denen man etwas wieder gut zu machen habe. Und dieses Sohnesgeschlecht war es, welches da auf einmal seine solange verschlossenen Häuser öffnete.

Dieselben glichen nicht den engen, spießbürgerlichen Berliner Wohnungen. Es waren geräumige Zimmer mit dicken, orientalischen Teppichen, hie und da befand sich ein kostbares Gemälde, dem Vater oder gar dem Großvater von irgend einem geldbedürftigen Fürsten veräußert. Sie führten einen auserlesenen Tisch, feine Weine, Schüsseln von Gold und Silber, Glas aus reinstem Krystall, und das Alles funkelte auf spitzenbesetztem Tischtuch. Die Hausfrauen und Töchter waren mit einer höheren und feineren Bildung, als sie sich sonst bei den Damen des Bürgerstandes fand, ausgerüstet, sie hatten lebhaftes Interesse für Theologie, Philosophie und Musik und entwickelten sich schnell in der so verschiedenartig zusammengesetzten Gesellschaft, mit der sie nun in Berührung kamen.*)

Denn hier begegneten sich, wie auf neutralem Boden, alle diejenigen, welche die Gesellschaft sonst auseinander gehalten hatte: Mitglieder der verschiedenen Stände und Kasten, sowie ein großer Teil derjenigen, welche die Gesellschaft ausschloß. Kein Bürgerhaus in Berlin empfing damals eine fremde oder heimische Schauspielerin; hier wurden die Damen vom Theater auf gleicher Weise wie die übrigen Gäste aufgenommen. In andere Bürgerhäuser gingen die Prinzen nicht, schon aus dem Grunde, weil sie sich dort langweilten. Hierher gingen sie, von der Einfachheit des Tones und dem Witz der Damen angezogen. Das war eine Zigeunerwelt, doch mit den Lebensgewohnheiten der gebildeten Stände. Es war der erste Durchbruch des Weltbürgergeistes im altpreußischen Berlin!

In diesen Kreisen wuchs Rahel auf. Schon eine einzelne Freundschaft zeichnet sie aus, die mit ihrem Altersgenossen Prinz Louis Ferdinand, dem Helden der damaligen Jugend. Er war ein Sohn des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen,

*) Karl Hillebrand, Zeiten, Völker, Menschen. Bd. II. S. 5. Aus dem unzünftigen Schrifttum Deutschlands.

eine ritterlich und künstlerisch veranlagte Natur mit tollkühnem Mut und leichtfertigen Sitten, ein vorzüglicher Musiker und tüchtiger Reitergeneral. Goethe hat ihn in seinem Buche über den Feldzug von 1793 geschildert. Er besaß, wie alle preußischen Prinzen jener Zeit, französische Bildung, dieselbe war so vorherrschend, daß er, wie aus seinen veröffentlichten Briefen hervorgeht, kein orthographisch richtiges Deutsch schreiben konnte; trotzdessen aber war er ein leidenschaftlicher Feind Napoleons und brannte darauf, seine Truppen mit den französischen zu messen. Wie seiner Zeit der Prinz von Homburg, so trotzte auch er einer Rückzugsordre, und ließ sich in seinem Zorn über die Niederlage von Saalfeld, indem er zu flüchten oder sich zu ergeben verschmähte, von französischen Husaren niedermetzeln. Er vertraute Rahel seine wilden Liebesabenteuer an und findet in seiner Trauer über eine unwürdige Geliebte bei ihr, wie bei einer Schwester, in ruhigen, vernünftigen Gesprächen Trost.

Aber nicht stets hat sie anderen Trost zu geben vermocht. In ihrer Jugend verlangt sie selbst besonders heftig danach. Sie war so nervös reizbar veranlagt, daß sie als Kind nur mit großer Schwierigkeit am Leben erhalten werden konnte: „Ist nur die Luft zu dick oder zu dünn, zu warm oder zu kalt, so bin ich krank. Und kränker noch bin ich durch die geringste Gemütsbewegung. Es ist unmöglich, empfindlicher zu sein.“ Fast jeder ihrer Briefe trägt unter dem Datum die genaueste Beschreibung des Wetters und der Temperatur. Z. B. „Berlin, den 14. September 1827. Sonnabend, 10 Uhr Morgens. Schönstes, positiv schönes Wetter, das sich riechen läßt: das hat bei uns Regen im Leibe, wie Du weißt; obgleich noch die Sonne herrscht.“ Oder „Mittwoch, den 25. Februar 1829. Erst größter Nebel bis gegen 4, leiser Frost. Kurz, die tollste und ungesundeste Abwechslung, wie in Kassel, und gewiß wie in Madrid.“

Solche Geister verdienen und erwecken ebensoviel Mitgefühl als Bewunderung. Ihr Freund, W. v. Burgsdorf, schreibt ihr: Als ich Sie zum ersten Male sah, mußte ich unwillkürlich denken, daß Sie durch langwierige Leiden erzogen sein müßten.“ Das war der Fall, sie hatte einen kränklichen Körper, eine schwermütige Jugend, einen harten Vater besessen

und hatte frühzeitig Demütigungen erlitten. Sie war — auf eine fast unwürdige Weise — unglücklich darüber, als Jüdin geboren zu sein; sie nannte dies einen Dolch, den ihr ein übernatürliches Wesen im Augenblick der Geburt ins Herz gestoßen habe. Es rührte sich keine Fiber ihres Wesens für die Religionsgenossenschaft, der sie ihrer Geburt nach angehörte. Die Erinnerungen an den Fanatismus in derselben und gegen dieselbe waren noch zu frisch in ihr. Noch im Jahre 1756 hatte die jüdische Gemeinde in Berlin ein Kind aus der Stadt ausgestoßen, weil es ein Buch für einen Christen getragen hatte. Andererseits hatte wieder Moses Mendelssohn mit seinen Kindern nicht auf der Straße gehen können, ohne mit Steinwürfen verfolgt zu werden.

Ihr Vater hatte in ihrer Jugend das Aeußerste versucht den Eigenwillen des zarten Kindes zu brechen, und nur durch die ungemeine Stärke ihres elastischen Geistes war es ihr geglückt, sich ihre Eigentümlichkeit zu bewahren. Sie hatte zeitig das Bewußtsein, so viel gelitten zu haben, daß sich in ihr nichts mehr befand, was noch geknickt oder zerbrochen werden konnte.

Es war nur naturgemäß, daß eine derartig veranlagte Frau mit Heftigkeit lieben, und, leidenschaftlich bis zum Aeußersten, wie sie war, durch ihre Liebe Qualen erleiden mußte. Und zweimal erlitt sie, als sie heiß liebte, die bitterste Täuschung, das Gefühl, mit einem Mordstahl niedergestoßen zu sein und nun jahrelang mit dem Messer in der Wunde leben zu müssen.

24 Jahre alt hatte sie sich mit der ganzen Kraft ihrer Seele an den um ein Jahr jüngeren Grafen Karl von Finkenstein, den Sohn eines preußischen Ministers, geschlossen. Sie verlobten sich und Rahel lebte einige Jahre ausschließlich dieser Liebe. Ihr Verlobter war gut, verliebt, ihr ergeben, aber von schwachem Charakter. Er teilte ihr die Plackereien mit, denen er von seiner vornehmen Familie ausgesetzt war, welche dies Verhältnis mit einer Nichtebenbürtigen mißbilligte und ihn zum Aufgeben desselben zu bringen versuchte. In ihrem Stolze tief verletzt, gab sie ihm sein Wort zurück. Obschon sie durch

ihre überlegene Persönlichkeit seine Bedenklichkeiten leicht hätte überwinden können, wenn sie es nur gewollt hätte, gab sie ihn sofort gänzlich frei, und er war, trotz seiner Liebe zu ihr, schwach genug, seine Freiheit anzunehmen. Diese erste, tiefe Demütigung verwand sie nie.

Drei Jahre vergingen, bevor sie sich aufs neue verliebte; aber diesmal loderten Herz und Seele in flammender Leidenschaft und ihre Gefühle wurden voll erwidert. Sie verlobte sich zum zweiten Male mit Don Raphael Urquijo, einem besonders schönen, jungen Legationssekretär der spanischen Gesandtschaft in Berlin. Dies auf beiden Seiten leidenschaftliche Verhältnis währte ein Jahr. Aber die Naturen waren zu ungleich, er war ihr zu sehr untergeordnet. Er quälte und kränkte sie dermaßen mit Eifersucht, daß sie, um ihre Menschenwürde zu bewahren, mit ihm brach; aber ein Gefühl von Vernichtetsein, von Einsamkeit und Kälte, ein Empfinden, dem Leben ohne Schutz, den sie mit ihrem weichen Frauenherzen am wenigsten entbehren konnte, ausgesetzt zu sein, brachte sie fast zum Wahnsinn.

Als sie von Finckenstein verlassen worden war, schlug man ihr eine Vernunftheirat vor. Sie antwortete: „Ich kann mich nicht verheiraten, denn ich kann nicht lügen. Glaubt nicht, daß ich stolz darauf bin, ich kann nicht, wie ich nicht Flöte spielen kann . . . Er müßte keine Vorurteile haben: anders hielt ich es nicht aus. . . . Es ginge auch nicht an, daß er dumm wäre, und mich zwänge zu lügen und zu scheinen, als ob ich ihn bewunderte. Ich muß alles sagen können, was ich will."

Da ihr Herz nun lange die volle Befriedigung entbehrte, so lebte sie desto leidenschaftlicher für ihre geistigen Interessen. Sie stieß aber bald auf die Schwierigkeit, nichts ordentlich gelernt zu haben. Sie pflegte von ihrer dicken Unwissenheit zu sprechen. Aber sie war natürlich weit davon entfernt, unwissend zu sein: das aber ist unzweifelhaft, daß sie für keine Wissenschaft irgend welches tiefere Verständnis besaß, noch jemals einen wissenschaftlichen Gedanken gehabt hat.

Man hatte sie ebensowenig die Geschichte des Judentums,

als Geographie oder Geschichte überhaupt gelehrt. Sie sagt an einer Stelle, daß sie wie ein Baum im Walde aufgewachsen sei und nichts habe lernen können, weder Religion noch Anderes. Sie bildete sich dann ihre eigene Religion, welche mit derjenigen verwandt war, die Schopenhauer in ein System brachte. Ihre Gedanken über einen Willen in der Natur, über die Erbärmlichkeit alles Irdischen, über das Mitgefühl als einzige Quelle aller Moral, sind mit den seinen verwandt. Ihre Religion hatte eine eigene Mystik. Sie bewunderte Angelus Silesius und Saint-Martin besonders; sie war im selben Maße leidenschaftliche Pantheistin wie Goethe Pantheist. Sie schreibt sich den Vers des deutschen Mystikers:

Alle Tugenden sind eine Tugend.
Schau, alle Tugenden sind ein ohn' Unterscheid,
Willst Du den Namen hör'n? Sie heißt Gerechtigkeit.

auf und bemerkt darunter:

Weil sie Wahrheit ist. Einfalt, Unparteilichkeit, Selbstlosigkeit, Austeilung für Alle.

Sie sah stets auf die Einheit, das Ganze. Es war, als ob ein Echo der Weltseele in ihrer Seele vibrierte. Sie schien prophetische Gabe zu besitzen, so richtig erkannte sie; es lag etwas von einer Sibylle, von einer delphischen Priesterin in ihrer Natur. Es bleibt nur zu bedauern, daß ihre abgerissenen Worte für uns, die nach ihr Lebenden, so häufig dunkle Orakelsprüche sind.

Sie war voller Nachsicht gegen die Schuldbeladenen, hatte Sympathie für die Geringen, Mitleid mit den Armen und verachtete nur das eine: die ausgesprochene Mittelmäßigkeit. Diese Verachtung zeigte sie ganz offen, selbst wenn sie sich dadurch Feinde schaffte.

Die Zeit ging, und sie wurde ein altes Mädchen, doch ohne daß die Jahre irgend welche Veränderung in ihrem Aeußern bewirkten, oder die Macht verminderten, welche sie ausübte. Zehn Jahre lang stand sie mit ihrem späteren Gemahl, Varnhagen von Ense, in zärtlichstem Briefwechsel. Er war 14 Jahre jünger wie sie, zuerst ein tapferer Offizier später ein tüchtiger Diplomat, endlich ein vorzüglicher, stark

frondierender Schriftsteller: er mußte sich zuvor in Krieg und Frieden eine Position erringen, ehe er, ohne übersehen zu werden, daran denken konnte, als ihr Verlobter aufzutreten. Er heiratete sie in ihrem 42. Jahre und lebte noch 19 Jahre mit ihr in einer absolut glücklichen Ehe.

Ihre maßgebende litterarische Bedeutung hat Rahel dadurch erlangt, daß sie es war, welche zuerst in Berlin Goethes Wert empfand und verkündete. Lange zuvor, ehe sich noch eine litterarische Meinung über seine Bedeutung für die deutsche Kultur gebildet hatte, war Rahel von Goethes Genius durchdrungen und verkündete Jedem, mit dem sie in Berührung trat, daß dieser Mann ohne Vergleich mit anderen sei, der bedeutendste Geist, der einsichtigste Berater und Richter in allen Angelegenheiten des Lebens. Das geschah zu einer Zeit, als Goethe noch einer von vielen in der Schriftstellerschaar war, und andere in Rang und Ruhm weit über ihn gestellt wurden. Lange, bevor noch die Gebrüder Schlegel die Ehrfurcht vor Goethe kritisch als eine unbedingte feststellten, hatte Rahel bereits in ihren Berliner Freundeskreisen die Verehrung des großen Unverstandenen und Verkannten eingeführt; nach allen Seiten rühmte sie seine erleuchtenden Worte und bezeichnete seinen Namen als einen heiligen und geweihten.

Sie ist so glücklich, ihn im Jahre 1795 in Teplitz, erst 24 Jahre alt, zu treffen. Aus einem Briefe von David Veit an Rahel kann man ersehen, was Goethe von ihr gesagt hat: „Ja, das ist ein junges Mädchen von außerordentlichem Verstand, welches stets denkt — und von Empfindungen — wo findet man das? Das ist etwas Seltenes. O, wir waren auch beständig zusammen, wir haben sehr freundschaftlich und vertraut mit einander gelebt.“ Zu Franz Horn sagte Goethe: „Das ist ein liebevolles Mädchen; sie ist stark in jeder ihrer Empfindungen und doch leicht in jeder Aeußerung . . . jenes macht, daß wir an ihr die große Originalität bewundern, dies, daß die Originalität liebenswürdig wird . . .“

Als Rahel dies erfährt, schreibt sie: „wieso kann er wissen, daß ich Empfindung habe? Niemand habe ich mich

in meinem Leben weniger in irgend einer Art zeigen können, als ihm. Doch schweigen wir davon. Er ist Goethe. Und was ihm scheint und er sagt, ist wahr. Von mir selbst glaub' ich ihm . . . Wenn Sie ihn sehen, Horn, so grüßen Sie ihn von dem Menschen, der ihn stets angebetet, vergöttert hätte, auch wenn ihn keiner lobte, verstände, bewunderte. Und wenn er sich wunderte, daß ein gemäßigtes Mädchen ihm eine anscheinende Extravaganz sagen ließe, so sollt er's nicht thun und lieber bewundern, daß sie ihn so respektierte, daß es einen Respekt gäbe, der sie allein zurückhielte, es ihm nicht zu sagen. Sagen Sie es ihm, es wäre nicht Affektation, sondern Pflaumenweichheit. Ueberhaupt könnt' ich nicht dafür, daß die andern alle affektierten, was ich im Ernst meine. Hab' ich Recht? Ja, ja, ich bet' ihn an."

Und nun geschieht von Rahels Seite nichts: sie macht nicht den geringsten Versuch, mit Goethe in Verbindung zu treten, einen Briefwechsel mit ihm anzuknüpfen oder Aehnliches. Nie erwähnt sie seine Person, immer nur sein Genie. Zwanzig Jahre verstreichen, und sie sieht nichts von ihm. Einmal im Jahre 1811 sendet Varnhagen an Goethe einige Aufzeichnungen Rahels über seine Poesien. Dieser ist von dem Gelesenen überrascht und charakterisiert dessen Verfasser als eine merkwürdig auffassende, vereinende, nachhelfende, vervollständigende Natur, die mit einem Schlage begreife — aber auf Rahels Bitte erfährt er von Varnhagen nicht, von wem diese Handschrift stammt. Erst im Jahre 1815 sieht Rahel Goethe in der Nähe Frankfurts wieder. Es liegt etwas ungemein Rührendes in der Art dieses Zusammentreffens. Goethe ist jetzt 66 Jahre alt. Er ist zum Besuch bei seiner Freundin Marianne von Willemer (der Suleika seines Divans) auf Willemers Gut, der Gerbermühle. Rahel ist in Frankfurt, hat ihn ganz zufällig auf einer Spazierfahrt mit seinen Wirten gesehen und in ihrem freudigen Schreck darüber laut gerufen: „Da ist Goethe."

Zwanzig Jahre sind, wie gesagt, verrauscht. Es ist am Morgen des 8. September 1815. Rahel hat Schmerzen in den Augen gehabt, ist später als gewöhnlich aufgestanden und

bürstet sich gerade im Negligee die Zähne, als um 9¼ Uhr ihr Wirt kommt und sagt, ein Herr sei dort, der sie zu sprechen wünsche. Er hat ihrem Mädchen eine Karte gegeben. Es ist diejenige Goethes. Und aus Ehrfurcht, um ihn nicht warten zu lassen, nimmt sie sich nicht die Zeit, sich ordentlich anzukleiden, sich hübsch zu machen: „ . . . Ich lasse ihn eintreten und nur so lange warten, als man Zeit braucht, einen Ueberrock über zu knöpfen; es war ein schwarzer Wattenrock, und so trete ich vor ihn. Mich opfernd, um ihn nicht einen Moment warten zu lassen. Dies nur blieb mir von Besinnung. Auch entschuldige ich mich nicht, sondern danke ihm. „Ich dank' Ihnen!" sagte ich; und meinte, er müsse wissen wofür! daß er kam. Entschuldige mich nicht; denn ich meine, er muß wissen, daß ich ganz schwinde, und nur er berücksichtigt wird. Dies — leider!! — war die erste Bewegung meines Herzens." . . .

Ihr „Negligee", ihr Gefühl von „Ungrazie", beengten sie so, daß sie nichts sprach, was taugte. Nach einer so vieljährigen Liebe, einem solchen Leben in ihm und einer so starken Sehnsucht nach ihm, bekam sie ihn ein einziges Mal für wenige Minuten unter vier Augen zu sehen, und dann muß es ihr so gehen! Sie schreibt an Varnhagen: „Nun höre ganz, wie lächerlich ich bin. Als er weg war, zog ich mich sehr schön an. Als wollt' ich's nachholen, redressieren! — Ein schönes, weißes Kleid mit hohem schönen Kragen, eine Spitzenhaube, einen Kantenschleier, den Moskauer Shawl . . . . — Nun will ich Dir, wie Prinz Louis mir, sagen: Nun bin ich Ihnen unter Brüdern zehntausend Thaler mehr wert: Goethe war bei mir."

Ein Höhepunkt von weiblichem Heroismus ist es, wie Jeder einräumen wird, ganz sicherlich, daß Rahel, nach 20jährigem Warten, nach einem Leben voll Bewunderung Goethe lieber in einem wattierten Rocke empfängt, als ihn fünf Minuten warten zu lassen. Diese Szene bleibt einem, nachdem man Bände voll Rahellitteratur durchlesen hat, als die entscheidende zurück. Sie giebt den Maßstab für ihre Ehrfurcht, ihr Verständnis und ihr Vermögen, die berechtigste Eitelkeit ihres Geschlechtes zu überwinden.

Es ist nur zu bedauern, daß ein Wesen mit so seltenen Eigenschaften jedes Talentes für schöpferische Fähigkeiten, jeder Plastik entbehrte. Jetzt liegen ihre feinen und tiefsinnigen Einfälle nur als einfache Bemerkungen in Briefen und Aufzeichnungen privater und für die Nachwelt gleichgültiger Natur zerstreut. Wahrscheinlich halten es heutzutage nur für die Frauensache begeisterte Leserinnen aus, größere Partieen ihrer Briefe in einem Zuge zu lesen.

Ihr Wesen war nicht künstlerisch veranlagt. Es bestand aus Wahrheitsliebe. „Ich habe", sagt sie, „in der großen und allgemeinen Erbärmlichkeit dieser Welt mich einem Gotte geweiht, der Wahrheit, und jedesmal, wenn ich gerettet worden bin, wurde ich es durch ihn." Sie war fest und zuverlässig in ihren Freundschaftsverbindungen; aber selbst auf die Gefahr hin, sich in der Beurteilung Anderer herabzusetzen, gestand sie es, wenn ein Gefühl in ihrer Seele erloschen war und schämte sich dessen nicht. Die Einfachheit ihres Wesens entsprach vollkommen ihrer Wahrheitsliebe; sie wollte nicht über gewöhnliche Schwächen erhaben erscheinen und gestand offen ihre Vorliebe für Näschereien, ihre Begierde, die neuesten Pariser Moden zu erfahren, ein. Auch war ihr das verdiente Glück zu Teil geworden, ein harmonisches Leben zu führen; ein Glück, das ihr teils angeboren, teils von ihr erworben war. Sie war sich jenes sicheren inneren Zusammenhanges zwischen ihrem Seelenleben und ihren Ueberzeugungen, der ihr ein so hohes und berechtigtes Selbstgefühl verlieh, bewußt. „Ich töte die Pedanterie 30 Meilen im Umkreis", sagte sie.

Die Menschen teilten sich für sie nicht in dumme und kluge, auch nicht in gute und böse, sondern in solche mit eigenem Selbst und in jene ohne Selbst. Deshalb hatte sie wie kein Zweiter Sinn für das Natürliche, Ursprüngliche, wo immer sie es antraf, so bescheiden es auch sein mochte, und deshalb besaß sie selbst, trotz ihres durchdringenden Verstandes eine Naivetät, eine Frische in Auffassung und Ausdruck, wie etwa ein genial veranlagtes Kind.

Als sie auf der Höhe ihres Ansehens stand, war sie genötigt, sich gesellschaftlich unnahbar zu machen, sich mit allen

möglichen Verschanzungen zu umgeben, um sich ihre Freiheit in der Wahl ihres Umgangs zu bewahren. Sie wählte stets Originale.

Graf Tilly, einer ihrer Freunde, schreibt ihr: „Ich habe Ihnen tausend Komplimente zu sagen, bevor ich schließe. Der eine bewundert Sie; der andere ist Ihnen ergeben; ein dritter staunt, wenn er Sie hört; wieder ein andrer ist betrübt, wenn er Sie verläßt, und dies selbst in einem Briefe, der doch ein Ende haben muß. Alle diese Personen aber bin ich selbst." Dieser Scherz giebt so recht die verschiedenartigen Eindrücke wieder, welche sie ausübte.

Rahel hat viel über Originalität nachgedacht. Sie sagt einmal: Wenn jemand sagte, Sie glauben wohl, es sei so etwas Leichtes, originell zu sein! Nein, man muß sich viel Mühe geben und es kostet ein ganzes Leben voll Anstrengung, — so würde man ihn nur für verrückt halten. Und doch wäre diese Behauptung ganz wahr. Originell wäre gewiß jeder Mensch, wenn die Menschen nicht beinahe immer ganz unverzehrte Sprüche in ihren Kopf annähmen, und auch so wieder hinausließen."

Es gab hervorragende und interessante Frauen im deutschen Geistesleben vor Rahel, zuletzt diejenigen, welche sich im Banne der Romantiker befanden, — Caroline, Dorothea und die anderen — doch Rahel ist das erste große und moderne Weib im deutschen Kulturleben, und die erste, die sich ihrer vollen Ursprünglichkeit bewußt ist.*)

Das Streben des Zeitalters nach Originalität hatte gleichwohl seine Gefahr. Ich denke dabei nicht an jene Gefahr, in Affektation zu verfallen. Es wird zu allen Zeiten bedauernswerte Affektierte geben, welche sich für Originale halten, wenn sie ihre Suppe mit Stiefeln löffeln. Die Gefahr entstand nur dadurch, daß man durch beständige Selbstuntersuchung und Selbstbespiegelung seinen flüchtigen und allgemeinen Empfindungen etwas Merkwürdiges beilegte und auf

*) Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel I—VI. — Varnhagen, Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang I—II. Ludw. Assing, Aus Rahels Herzenleben.

diese Weise in eine nicht affektierte Unnatur verfiel, wie dies bei der schönen Henriette Herz und bei vielen anderen ihres Kreises der Fall war. Deren Herzensergüsse rochen nach Lampenöl und Tinte. Die Feuerschrift der Originalität sieht anders aus!

Eine solche trifft man in Bettina's Werk „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde". Diese Briefe Bettina's enthalten die Flammenschrift der Leidenschaft, „singende Flammen". Bettina von Arnim, Clemens Brentano's Schwester und Achim von Arnims Gattin, gehört infolge ihrer Verwandtschaft und Heirat dem romantischen Kreise an, als Schriftstellerin jedoch der Periode des jungen Deutschland. Während Rahels Bewunderung für Goethe gewissermaßen eine furchtsame war, eine mit Herzklopfen und ruhiger, ernster Würde gemischte Verehrung, tritt Bettinas Bewunderung als ein halb sinnliches, halb geistiges Einschmeicheln, als aufdringliche Liebenswürdigkeit, als klettenartiges Festhangen, als kühnster Flug der Begeisterung über alle Berge hervor.

Im Jahre 1807 trat sie, die gleichfalls in Frankfurt geboren, war, durch Vermittlung seiner Mutter mit Goethe selbst in Berührung. Sie war freilich schon 23 Jahre alt, hatte aber noch die Haltung eines Kindes, oder richtiger gesagt, die eines zwischen Kind und Weib stehenden Doppelwesens. Sie kommt nach Weimar, erhält von Wieland ein überflüssiges Einführungsbillet an Goethe, streckt beide Hände gegen ihn aus und weiß nichts mehr von sich selbst. Dieser setzt sie sich gegenüber auf das Sopha, erzählt vom Tode der Herzogin Amalie, von dem sie wohl in der Zeitung gelesen habe. „Ach", sagte ich, „ich lese die Zeitung nicht." — „So! ich glaubte, Sie interessierten sich für Alles, was in Weimar vorgeht?" — „Nein, ich interessiere mich nur für Sie und bin zu ungeduldig, um in der Zeitung zu blättern." — „Sie sind ein liebes Kind." — Lange Pause. — Dann springt sie vom Sopha auf und stürzt sich an seinen Hals.

Dieser eine Zug genügt, um ihre Haltung Goethe gegenüber im Vergleich zu derjenigen Rahel's zu charakterisieren. Sie besaß von klein auf jene jugendliche Dreistigkeit, die sonst bei Knaben

häufiger als bei Mädchen vorkommt. In Marburg zeigt man noch jetzt einen Turm, den sie erkletterte. Oben angelangt, zog sie die Leiter nach sich, um ganz allein zu sein. Ihre Glieder waren geschmeidig wie die einer Gauklerin und gleichzeitig besaß sie etwas von Mignon's kindlich-unschuldigem Enthusiasmus. Sie ist die verkörperte Mignon, gleich anmutig wie diese, doch weit weniger ernst veranlagt.*)

Bettina war 50 Jahre alt, als ihr Buch, „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" im Jahre 1835 erschien. Arnim war 1831 und Goethe 1832 gestorben. Sie hatte ihre Jugendbriefe an Goethe aus der Zeit von 1808—1811 zurück erhalten, als das Verhältnis in Folge einer Unhöflichkeit ihrerseits gegen Goethes Frau abgebrochen wurde. Sie erlaubte sich jetzt diese Briefe frei zu behandeln, freier noch als Goethe sein Leben in „Wahrheit und Dichtung" dargestellt hatte, indem sie nicht nur all' dem Ausdruck verlieh, was sie damals gefühlt hatte, sondern auch jenem, von dem sie jetzt glaubte, daß es von ihr gefühlt sein mußte. Sie gab dem Verhältnis eine leidenschaftlichere Färbung als es faktisch gehabt hatte; doch im tieferen Sinne hielt sie sich an die Wahrheit. Der Briefwechsel wurde sofort für authentisch gehalten. Da aber die Kritik dadurch besonders geweckt wurde, daß Bettina Gedichte als an sich gerichtet ausgab, die erwiesenermaßen an ganz andere Frauen gerichtet waren, so kam eine Zeit, in welcher derselbe allen Kredit als historisches Aktenstück verlor, und man alles darin Mitgeteilte als erdichtet betrachtet. Nachdem jedoch Loeper im Jahre 1879 Goethes echte Briefe an Bettina herausgegeben hatte, sah man, daß diese bei ihr fast wörtlich abgedruckt waren; nur einige Grüße waren ausgelassen und die Anrede Sie durch Du ersetzt. Du kommt faktisch nur in einem einzigen Briefe vor, allerdings aber auch in dem einzigen, den Goethe eigenhändig geschrieben und nicht diktiert hat, so mochte Bettinas Aenderung nicht ganz unberechtigt sein. Goethe hatte die Gewohnheit, Gedichte, die er eben niedergeschrieben, in seinen Briefen mitzusenden. Bettina war nun

*) Interessant ist, was Börne in dieser Beziehung über Bettina sagt. Siehe Börnes ges. Werke. Reklam II. pag. 366 ff. Anmerk. Uebers.

eingebildet genug, zu glauben, daß die an Minna Herzlieb gerichteten Gedichte an sie gerichtet seien — selbst diejenigen, welche auf den Namen Herzlieb anspielen, welche sie deshalb auch nicht versteht — und ebenso die Gedichte an Marianne v. Willemer. Daraus entsteht ein zuweilen komisches, aber stets unschuldiges Mißverstehen. Unverzeihlich dagegen ist es, daß sie diese Gedichte in Prosa auflöste und diese Prosa in ihre früheren Briefe einschob, um so den Schein zu erwecken, als ob Goethe nur ihre Gedanken und Gefühle in Verse gebracht hätte.

Im Uebrigen ist alles, was sie von ihrem Verhältnis zu Goethes Mutter, von ihrem Eifer, von der Mutter Lippen Beiträge zu Goethes Kinderzeit zu erfahren, welche er in „Wahrheit und Dichtung" verwenden könnte, und gleichfalls das, was sie von Beethoven erzählt, in allem Wesentlichen die reine Wahrheit!*)

Keiner, der in jugendlichem Alter und mit Verständnis für dichterische Begeisterung dies Werk Bettina's gelesen hat, wird jemals den Eindruck vergessen, den dieser Stil zum ersten Mal auf ihn ausübte. Er besitzt eine Lebenskraft, eine Kühnheit, eine Zartheit bei aller Wildheit, ein Singen und Klingen, das vollkommen in Erstaunen setzt und entzückt. Wenn man von Rahels seltsamen Hieroglyphen kommt, von dieser dunklen Bilderschrift, in der man tausend Heimlichkeiten ahnt, sie aber selten völlig versteht, weil das lebendige Leben, welches den Kommentar dazu gab, vorüber gerauscht ist, so ist es um so erquickender in dieser sprudelnden Quelle naiver und einnehmender Begeisterung ein Bad zu nehmen. Rahel ist tiefer veranlagt und wahrheitsgetreuer. Aber auch das Talent ist etwas Schönes. Es thut einem so wohl. Man kann und muß ihm viel zu gute halten.

Zur Zeit dieser Briefe ist Bettina 23 bis 25, Goethe 58 bis 60 Jahre alt. Ihre Leidenschaft ist also nicht mehr die allgemein menschliche, die ein junges Weib für einen jungen Mann fühlt. Sie lebte in derselben während ihrer ganzen

*) Briefe Goethes an Sophie v. La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen. 1879.

Jugend; sie ist das Erbe ihrer Mutter, Maxe Brentano, von welcher Züge auf Werthers Lotte übergingen. Sie liebte Goethes Mutter, wie junge Frauen stets des Geliebten Mutter lieben: sie ist derselben so dankbar, weil sie ihn geboren hat — „wie hätte ich ihn sonst kennen gelernt!" Die Schwärmerei für den Sohn erhält in den Briefen an die Mutter ihren Ausdruck, bis sie ihn zum ersten Mal persönlich sieht und nun ihre Briefe an ihn selbst richtet.

Von jener ersten Umarmung an betrachtet sie ihn als den ihren. Sie schreibt seiner Mutter: „Ich glaube, daß es eine Art und Weise giebt, Jemand zu besitzen, die niemand streitig machen kann. Dies üb' ich auf Wolfgang, Keiner hat es vor mir vermocht, das weiß ich trotz allen seinen Liebschaften, von denen Sie mir erzählt. Die Leidenschaft ist ja der einzige Schlüssel zur Welt; durch die lernt der Geist alles kennen und fühlen, wie soll er denn sonst hineinkommen?"

Man hat diese Briefe mit reichbeladenen Schiffen verglichen. Goethe ist der Leitstern auf all' ihren Fahrten.

Ihr Denken an ihn ist ein Schwärmen: „Ich wollt ich säß an seiner Thür, ein armes Bettelkind, und nähm ein Stückchen Brod von ihm, und er erkennte dann an meinem Blick, weß Geistes Kind ich bin, da zög er mich an sich und hüllte mich in seinen Mantel, damit ich warm würde. Gewiß, er hieß mich nicht wieder gehen, ich dürfte fort und fort im Hause herumwandeln, und so vergingen die Jahre und keiner wüßte, wer ich wäre, und niemand wüßte, wo ich hingekommen wär, und so vergingen die Jahre und das Leben, und in seinem Antlitz spiegelte sich mir die ganze Welt, ich brauchte nichts anderes mehr zu lernen.

Es war voriges Jahr im Anfang Mai, da ich ihn sah zum erstenmal, da brach er ein junges Blatt von den Reben, die an seinem Fenster hinaufwachsen, und legt's an meine Wange und sagte: das Blatt und deine Wangen sind beide wollig und ich saß auf dem Schemel zu seinen Füßen. O, wie oft hab ich an dieses Blatt gedacht, und wie er damit mir die Stirne und das Gesicht streichelte, und wie er meine Haare durch die Finger zog und sagte: ich bin nicht klug;

man kann mich leicht betrügen, Du hast keine Ehre davon, wenn Du mir was weis machst mit Deiner Liebe. — Das alles war kein Geist und doch hab ichs tausendmal in Gedanken durchlebt, und werde mein lebenlang daran trinken, wie das Aug das Licht trinkt — es war kein Geist, und doch überstrahlte es mir alle Weisheit der Welt."

In dieser Schwärmerei und in den Ausdrücken liegt Poesie sie zeigt, wie er ihr stets gegenwärtig ist, ihr Sehnen, ihre stille Eifersucht auf berühmte Frauen, die, wie Frau von Staël kommen, um seine Bekanntschaft zu machen. Es liegt Poesie auch in ihrer Sorge, ihm in nichts nützen zu können und in ihrem lebendigen Gefühle ihres Wertes, ihrer Eigentümlichkeit:

„Ich muß Dir erzählen, was ich in der Nacht von Dir geträumt habe. Häufig habe ich denselben Traum. Es ist, als sollte ich vor Dir tanzen. Ich habe ein Gefühl, daß mir alles gelingen werde, die Menge umdrängt mich. Ich suche Dich, dort sitzest Du frei mir gegenüber: es ist, als ob Du mich nicht bemerktest. Jetzt trete ich vor Dich, goldbeschuhet und die silbernen Arme hängen nachlässig, und warte; da hebst Du das Haupt, Dein Blick ruht auf mir unwillkürlich, ich ziehe mit leisen Schritten magische Kreise, Dein Auge verläßt mich nicht mehr, Du mußt mir nach, wie ich mich wende, und ich fühle einen Triumph des Gelingens — alles, was Du kaum ahntest, das zeig ich Dir im Tanz, und Du staunst über die Weisheit, die ich Dir vortanze, bald werfe ich den luftigen Mantel ab und zeig Dir meine Flügel, und steig auf in die Höhen: da freu ich mich, wie Dein Aug mich verfolgt, dann schweb ich wieder herab, und sink in Deine umfassenden Arme."

Es liegt eine treffende Feinheit in diesem Sinnbilde und Grazie in der Schilderung. Es ist in Bettina's Schwärmerei für Goethe etwas von derselben Kletterlust enthalten, die sie in ihrer Kindheit an den Tag legte. Sie kletterte auf die Schultern der Statue des großen Olympiers — zu der sie immer neue Entwürfe machte — zog die Leiter nach sich und saß allein dort oben, schwelgend in ihrer Freude, ihm so nahe zu sein. Ihre Begeisterung für Goethe als solche war es jedoch nicht, wodurch Bettina für das junge Deutschland zur idealen

Gestalt, zur Walküre wurde. Das, was ihr diese Jugend gewann, war der politische Freisinn, der in ihren Briefen zum Durchbruch gelangte — dessen Widerhall sie aber vergeblich sich bemühte, in dem ruhigen Manne in Weimar zu erwecken — jene freudige Schwärmerei für den Freiheitskampf der Tiroler gegen die Franzosen, für der Menschheit irdische Wohlfahrt im Allgemeinen, für Ausrottung der Armut, des sozialen Elends. Auch machte es gewaltigen Eindruck, eine solche Anbeterin Goethes, die unabhängiger als Rahel war, Beethovens Republikanismus für größer und würdiger rühmen zu hören, als Goethes Fürstendienertreue. Sie strebt darnach, Goethe mit Beethoven zusammen zu bringen und wünscht, seinen Wilhelm Meister zu Andreas Hofer in die Tirolerberge senden zu können, damit er dort größere Begeisterung fühlen und mannhafte Thaten üben lerne.

Während der Regierung Friedrich Wilhelms IV. stand sie zuerst dem Hofe nahe. Ihr Verhältnis zum Könige war ein offenes, vertrautes; sie hatte fast im selben Maße wie Humboldt Einfluß auf ihn, wenn es galt, ein Talent zu fördern, oder das Elend zu lindern. Nicht lange jedoch nach seinem Regierungsantritt veranlaßten sie ihre Empfindungen, als Staatssozialistin aufzutreten. Sie ließ im Jahre 1843 eine Schrift „Dies Buch gehört dem König“ erscheinen, in welchem sie ihn auffordert, der Not unter seinen Unterthanen abzuhelfen. Sie hatte sich von Jugend auf als den natürlichen Fürsprecher und Anwalt der Unglücklichen betrachtet. Verlassene, betrübte Menschen zogen sie magnetisch an, sagt Hermann Grimm, der sie, als ihr Schwiegersohn, genau gekannt hat. Aus dem Verlangen, Anderen zu helfen, wie aus den Eindrücken, die sie als Kind von der französischen Revolutionszeit empfangen, entsprangen ihre politischen Sympathieen, die sie in naivem Glauben, bei der königlichen Macht eine Stütze zu finden, ohne die geringste Scheu aussprach.

Sie hatte sich im Jahre 1831, als die Cholera in Berlin wütete, unerschrocken der Kranken und Notleidenden angenommen. Indem sie nun von der gedrückten Stellung der berliner Arbeiter ausging, kam sie zu dem Gedanken, daß das ganze Volk krank

sei und der Hilfe bedürfe. Freiheit war für sie stets ein magisches Wort gewesen. Sie war überzeugt davon, daß, wenn nur von rechter Stelle ein „es werde Licht!" ertöne, die Freiheit erstehen und der Menschheit gesamtes Fühlen und Phantasieren in einen einzigen, harmonisch erklingenden Marsch mit der Völkerbegeisterung im Gefolge, ausklingen würde.

Sie schrieb das Buch, welches sie mit einer bescheidenen Parabel dem König zueignete, in Gesprächsform. Zumeist führt Goethe's Mutter das Wort. Es liegt viel warmes Gefühl in diesem Buche, wie es auch viel Material enthält welches die Notlage der ärmeren Bevölkerung erläutert; doch ist zu wenig politische Einsicht darin, um sich Heute noch durch das Werk durcharbeiten zu können.

Eine der besten Stellen des Buches ist diese: „Unser Signum ist die Fahne der Freiheit; die verbreitet hellen Glanz mitten in den Zeiten der Nacht; ihr Glanz blendet und wird denen am Ufer ein wahrer Schrecken sein, während wir jauchzen und fröhlich sind . . . Gefahren? Die Freiheit kennt keine Gefahren! ihr ist alles möglich! Das Ungewitter, der gewaltigste aller Stürme, ist Großadmiral auf unserer Barke."*)

Man wird begreifen, daß solche Töne beim damaligen preußischen Hofe nicht anschlugen. Das Buch erregte Aufsehen, zerstörte aber Bettinas gutes Verhältnis zum Könige.

Da es, wie zu erwarten stand, nur den politischen Unwillen bei der Bevölkerung vermehrte, so wurde ihr nächstes Buch (über Clemens Brentano) unter irgend einem Vorwande beschlagnahmt, weil man eine Fortsetzung fürchtete.

Indessen hatte das jüngere Geschlecht, wie bereits gesagt, schon lange Zeit zuvor einstimmig Bettina gehuldigt. Man lese die Schilderung von Gutzkow's erstem Besuche bei ihr, Mundt's Darstellung von ihrem Wesen, Kühne's dichterisch begeisterte Charakteristik. Sogar Robert Prutz, der gegen alle Mitglieder und Vorbilder des jungen Deutschland so streng ist, reiht sich unter die Zahl ihrer Bewunderer. Bettina's Briefe, sagt Prutz, sind wohl das letzte glänzende Aufleuchten

*) Dies Buch gehört dem König. pag. 531.

der alten Romantik, ein knisterndes, knatterndes Feuerwerk mit dem die Romantik ihr üppiges Fest beschließt. Sie bilden aber auch zugleich den Scheiterhaufen, auf dem sie sich selbst verzehrt, und aus ihrer Asche schlägt jene Feuersäule empor, die uns den Weg zeigt.

Die dritte Frau, deren Wesen so tiefen Eindruck auf das Geschlecht von 1830 machen sollte, war Charlotte Stieglitz geb. Willhöft, eine Kaufmannstochter aus Leipzig. Sie war als Kind eine ruhige, seelenvolle Natur, später ein nachdenkliches, nonnenartiges Wesen. Im Jahre 1822 kam der 21jährige Heinrich Stieglitz nach Leipzig, um daselbst Philologie zu studieren. Er war in Göttingen, allerdings unschuldig, in das Gerichtsverfahren gegen die Demagogen verwickelt worden. Er sah gut aus, hatte ein verwegenes und leidenschaftliches Aeußere und war Poet. Charlotte war 16 Jahre alt, war regelmäßig schön und hatte etwas Uebernatürliches in ihrem Wesen, wie es die alten Germanen jenen Frauen zuschrieben, welche die Gabe der Weissagung besaßen. Die Stirn war hoch, klar und gedankenvoll gewölbt und von braunen Locken umringt, ihr Haar war turmartig aufgebaut, ihre Profillinie markant, mit einer länglichen, schmalen Adlernase, ihr Mund war entzückend und ihre großen braunen Augen blickten mit funkelnder Tapferkeit. Sie sprach stets gedämpft, sang aber mit voller, reiner Stimme.

Giebt es etwas, was die Dichter neuer Zeit nicht versäumt haben, den Menschen, besonders den Frauen, einzuprägen, so ist es jedenfalls dies, daß ein Dichter ein höheres Wesen sei.

Als sich Charlotte in den jungen, schönen Dichter verliebte, der sich mächtig zu ihr hingezogen fühlte, befand sie sich gleichsam in einem verzauberten Glückszustande. Der Gedanke, eines Dichters, eines wirklichen, leibhaftigen Dichters Geliebte zu sein — das war Seligkeit. Sie weihte ihm aber auch von der ersten Minute an, da sie ihn sah, jede Faser ihrer Seele, all ihre Gedanken, all ihre Sorgsamkeit, bis sie sich 12 Jahre später, gleichfalls ihm zu Liebe, den Dolch ins Herz stieß. Sogar noch bevor sie seine Verlobte war, wünschte sie beständig,

etwas wirklich schwieriges und Großes für ihn ausführen zu können, ohne daß er aber erführe, daß es von ihr vollbracht sei. Sie besaß in ihrem Wesen jenes weiblich Dienende, jenes Mütterliche, haushälterisch Verständige und zugleich jene muntere Unverzagtheit, welche zu den besten Eigenschaften der Frauennatur gehören. Sie macht den Eindruck lauterer Milde und Hoheit.

Und so verwechselte sie einen unmännlichen Leipziger Studenten mit dem Mannesideal ihrer Träume, und ein kleines, untergeordnetes poetisches Talent mit einem gottbegnadeten Dichter. Um sich verheiraten zu können, mußte Stieglitz Beschäftigung suchen; im Jahre 1827 wurde er zugleich Gymnasiallehrer und Assistent an der Königl. Bibliothek zu Berlin, aber er stöhnte unverhältnismäßig unter dem Zwange, den ihm diese Stellungen auferlegten. Er hatte dunkle Farbe und war heftigen Gemüts und strebte darnach, sich als Dichter auszuzeichnen, besaß aber nur ein rein litterarisches, wirklichkeitsfremdes Schaffensvermögen. Er besaß weder Ausdauer noch Widerstandskraft für die Kämpfe des Lebens; er gehörte zu denen, welche Widerwärtigkeiten fällen. Er hatte zwar das Aeußere eines genialen Menschen, war aber tiefinnerst ganz kraftlos.

Das ist von ihrer Seite ein tragisches Mißverkennen. Sie glaubt, er sei eine unbändige Natur. „Leugne es nicht," schreibt sie ihm, „Du hast große Anlagen zum Räuberhauptmann." Und sie nennt ihn ihren schwarzen, wilden Dolchschwinger mit den funkelnden Augen. Sie sind lange verlobt und wohnen in verschiedenen Städten. Seine Briefe sind liebenswürdig, natürlich und warm; er vermißt indessen ihr Fernsein nur wenig. Sie, die warmblütigere, verschmachtet nach ihm, nach seiner Person. S i e war der unbändige Naturmensch, er der reine Büchermensch — so weit davon entfernt, ein Räuberhauptmann zu sein, wie nur irgend ein Bibliothekar in der Welt.

Ihm fehlten indes keineswegs Fähigkeiten. Zugleich mit Victor Hugo fühlt er sich poetisch zum Morgenlande gezogen. Er studiert in seiner Bibliothek, so genau er es vermag, die

Kultur der orientalischen Reiche. Die Frucht hiervon sind die drei Bände „Bilder des Orients", die er mühsam zusammendichtete. Es ist viel Niedliches und Anschauliches darin, und es war eine Ungerechtigkeit, daß sie so ganz übersehen wurden; aber das Gefühl, welches diese Türken- und Persergedichte, diese Tragödien von Stambul und Szenen von Ispahan, diese keineswegs schlechten Gedichte über Griechenlands Freiheitskriege beseelt, ist nur allzu zahm. Was ihnen mangelt, ist eben jenes kräftig Persönliche und Wilde, welches aber Charlotte in Heinrich Stieglitz sah. Alles ist gar zu litterarisch.

Als sie im Jahre 1828 getraut waren und sich auf die Hochzeitsreise begeben wollten, kaufte Charlotte ihrem Verlobten auf seine Aufforderung eine Reisewaffe, einen Dolch, denselben, mit dem sie sechs Jahre später ihrem Leben ein Ende setzte. Auf die Hochzeit folgt für Charlotte nur eine kurze Spanne Zeit ungemischten Glückes. Aber sie geht vollständig in der Thätigkeit ihres Mannes auf und leidet unter dem Jammer, daß er — das Genie — so viel Zeit und Kräfte auf der Bibliothek und mit den Unterrichtsstunden vergeuden muß. Ihr Leben verläuft unter fortgesetzten Bittschreibereien an seine vornehmen und reichen Verwandten in Rußland, an Minister und Geheimräte, sowie an andere vielvermögende Leute, um seine Stellung zu verbessern. Sie muntert ihn in jeder Weise auf, kann alle seine Gedichte auswendig, parodiert einmal eins derselben mit allerliebster Schelmerei. Als er mit einer Szene seines Trauerspiels „Selim III" lange nicht fertig werden kann, tritt sie eines Tages dem Heimkehrenden lächelnd entgegen und zeigt auf den Schreibtisch, wo diese Szene vollständig ausgearbeitet liegt. Es ist jene seelenvolle Szene im dritten Akt zwischen der Mutter des Sultans und dem Arzt.

Es kam zuweilen eine Champagnerstimmung, wie sie es nannte, über sie; dann sorgte sie sich darüber, daß dieselbe sich nie bei ihm einfinden wollte. Sie sendet ihm ein Gedicht, dem sie sechs Gänsefedern beifügt: er soll flink, entschlossen sein, nicht lange grübeln, bevor er beginne:

Gieß ein Füllhorn aus mit Früchten,
Blüt' und Früchte gieb zugleich,
Weisheit sei in Deinem Dichten,
Witz und Jugend mach es reich.

Menschen laß uns drinnen finden,
Menschen, die gelebt, gedacht,
Laß von Lieb' Dich warm entzünden
Und von Zorns Gewitternacht.

Er jedoch, in dessen Seele sie beständig das Mächtige, Titanenartige zu finden vermeint, das nur nicht über seine Lippen will, ist unfruchtbar und unmitteilsam, nicht nur am Rande des Stumpfsinns, sondern zweilen darüber hinaus. Ihre Aufmunterungen nimmt er stumpfsinnig entgegen. In einem ihrer Briefe heißt es: „O Heinrich, laß uns zuweilen inkonsequent sein, aufflammend, verzweifelnd, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, nur um Gotteswillen nicht stumpf!" Man fühlt in diesen Worten Rahels Geistesverwandte, Rahels Bewunderin.

Durch die tägliche Anstrengung und durch die Unfruchtbarkeit seiner überschätzten Fähigkeiten aufgerieben, zeigt er sich bald gereizt, bald in trauriges Hinbrüten versunken. Sie sucht immer von neuem nach Mitteln gegen diese Abgespanntheit. Jetzt weiß sie die Ursache, er ist zu einsam, ihm fehlen die Frauen zum Impuls, und sie ist nicht eifersüchtig. Sie schreibt (Oktober 1834): Heinrich, wenn Du doch mehr mit echten Frauen in Briefwechsel oder in Verbindung treten möchtest. Echte Frauen sind des Dichters wahres Publikum. Es würde mir interessant sein, zu erfahren, wie sie über Dich, wie über Deine Werke denken und fühlen. Du würdest daraus manches abnehmen, vieles lernen und gewiß Dich daran erquicken und angenehm zerstreuen mit Nutzen.

Sie will mit ihm reisen, weit herum, bis St. Petersburg, bis Finland. Er giebt seine Aemter auf, sie reisen. Nichts nützt.

Vor dem Wasserfall Imatra in Finland sagt sie im Juli 1833 die merkwürdigen Worte zu Stieglitz: Ist das Ganze nicht wie ein großer Gedanke, der sich in diese Felseneinsamkeit verloren? Wogende Gefühle und Donnerstürme, das wären angemessene Akkompagnements zu diesem Wogensturz, aber denk' Dir mal das Lied vom kleinen Veilchen hierher — wie winzig! und an sich doch so schön. So verlangt die wogende Zeit gewaltige Lieder. Du wirst sie geben!"

Als er im Oktober 1833 immer wieder über die kleinen

Nadelstiche des Lebens klagte, antwortete sie (wie er notiert hat): Ich habe Dich vielfach in dieser Hinsicht beobachtet und bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß, wer's recht gut mit Dir meint, der müßte ordentlich darauf ausgehen, Dir rechten tiefen Schmerz zu bereiten. Nichts thut Dir wohler, nichts fördert Dich mehr in Dir selber."

Nach gemütsleidender Menschen Art konnte Stieglitz zuweilen exaltiert und hitzig bis zum Aeußersten sein, um dann wieder in sein gewöhnliches, stumpfes, fast tierisches Brüten zu versinken. Auf einem Spaziergang zeigte er sich eines Tages so in sich vertieft, so stumpf für Alles, daß sie von ihm fortzugehen versuchte, um zu beobachten, ob er, wenn er es bemerkte, sich aufraffen würde. Er merkte es nicht! — Das hätte ihr gewissermaßen eine Vorbedeutung dafür sein müssen, daß auch ihr definitiver Fortgang nicht im Stande sein würde, ihn zu heben; aber sie verstand diese Vorbedeutung nicht.

Sie fühlte den steten Drang, ihn in das thätige Leben hineinzubringen, denn sie selbst war von den herrschenden Zeitideen leidenschaftlich erfüllt. Sie meinte, der Dichter müsse in steter Wechselbeziehung mit der ihn umgebenden Welt leben. Einmal sagte sie ihm, sie sehne sich ordentlich nach seiner geistigen Wiedergeburt. Dieselbe werde sicherlich kommen. Sie wünscht dieselbe auf jede Weise zu beschleunigen — „und wäre es durch einen Kaiserschnitt — aber wenn er mißlänge!" Und im Dezember 1834 schreibt sie sich auf, daß vom selben Augenblick an, da Schiller in Goethes Leben tritt, dies Leben an Reichtum gewinne, daß aber Goethe durch des Freundes Tod mehr hätte gewinnen können und müssen, wenn er sich nicht seiner Gewohnheit gemäß diktatorisch von dem Schmerze abgewandt hätte; er hätte denselben unauslöschlich in sich aufnehmen sollen, so würde daraus eine neue Jugend in seinem poetischen Schaffen erblüht sein.

In diesem Monate war der Lebensüberdruß bei Stieglitz auf seinem Höhepunkte. Seine Krankheit zeigte sich jetzt in geistigem Stillstand, in Ausdruckslosigkeit. Vergeblich bat sie ihn oft wie ein Kind, doch lieber zu wüten und zu lärmen,

wie zuvor, als so furchtbar zusammenzusinken: so geschah es denn, daß sie das letzte Mittel, das sie in ihrem unschuldigen und überspannten Geist als unfehlbar betrachtete, anzuwenden beschloß: ihm jenes große und ergreifende Leid zu bereiten, welches seinen Genius wiedererwecken und seiner Poesie neuen Inhalt geben würde.

Als sie am 29. Dezember des Jahres 1834 gegen Abend nach Hause kam und noch zwei Stunden allein für sich hatte, warf sie in der Stube ihre kurze Pelzjacke und ihre Boa auf den Fußboden, eilte in ihre Schlafkammer, schloß die Thür zur Küche, wo sich das Mädchen befand, ab, entkleidete sich, wusch sich, bekleidete sich mit einem reinen, weißen Nachtgewande, schrieb einige Zeilen an Heinrich, in denen sie dem Glauben Ausdruck gab, daß ihm aus dem Unglücke neues Leben erkeimen werde und endet mit der Aufforderung, er möge jetzt nicht schwach, sondern ruhig, stark und groß sein. Darauf legte sie sich auf ihr Bett und stieß sich den zur Hochzeitsreise gekauften Dolch mit fester, sicherer Hand in die Brust. —

Beim ersten Blick scheinen diese Frauen, Rahel, Bettina, Charlotte, welche alle im Jahre 1835 berühmt wurden, nichts Gemeinsames mit einander zu besitzen. Rahel stirbt, 61 Jahre alt im Jahre 1833, und gehört durch die vornehmste That ihres Lebens, der ersten, energischen Hervorhebung Goethes, ebenso sehr zum vorigen Jahrhundert wie zu diesem. Die 14 Jahre jüngere Bettina tritt erst ein Jahr nach Rahels Tod auf: sie vereinigt die höchste Schwärmerei und Unwahrheit der Romantik mit den reformatorischen Tendenzen des jungen Deutschland. Charlotte endlich verrichtet keine andere That, als sich selbst zu töten, was Frauen zu jeder Zeit gethan haben, wenn auch nie aus ihrem Beweggrunde.

Die ihnen gemeinsamen Züge liegen aber tiefer. Zuerst jene Unruhe, welche diejenige des Zeitalters ist, und zwar nicht Unruhe in äußerlichem Hasten, sondern in der Lebendigkeit des Gefühls; aber auch gleichfalls nicht die nervöse Unruhe unserer Zeit, sondern als Folge beständiger Selbstbetrachtung. Dann die Eigentümlichkeit, daß keine von ihnen die gesellschaftlichen Schranken überschreitet, obschon sie alle vor diesen Schranken

keinen Respekt haben. Ferner ihre merkwürdige, ideale Treue gegen ihre Wahlverwandten: Rahel verehrt Goethe von ihrem ersten Atemzuge als erwachsenes Weib bis zu ihrem letzten. Bettina gehört Goethe in dem Maße an, daß die Errichtung eines Kolossal-Denkmals für ihn, das sie selbst zeichnete und en miniature ausführen ließ, dem sie auch ihre erste Schrift widmete, ihr im Alter förmlich zur fixen Idee wurde. Charlotte gehört dem Manne, den sie, 16 Jahre alt, gewählt hat, so völlig an, daß sie nur für ihn lebt und seinethalben stirbt.

Gemeinsam ihnen allen, ist aber auch ein Leben voll Begeisterung. Bei der einen äußert sich dieselbe als stille, heilige Flamme, bei der andern lodert sie als ein Feuerwerk von Ideen und Träumereien empor, bei der letzten äußert sie sich in jener großen Entschlossenheit, welche das Leben ohne Klage opfert. Gemeinsam besitzen sie, genauer ausgedrückt, die Verehrung des Genies, das starke, echt deutsche, exaltierte Gefühl vom Werte und der Bedeutung des dichterischen Genie's. Sie wollen das Ihre zur Anerkennung und Verherrlichung des Genies oder zur Entwickelung und Freiwerdung desselben beitragen, sie gehen in diesem Verlangen auf, gleichgültig ob sie einem Würdigen oder einem Unwürdigen begegnet sind. Gemeinsam besitzen sie schließlich eine außerordentliche Originalität des Gefühls- und Gedankenlebens. Und sie sind Keinem vergleichbar. Nie hat eine gefühlvolle Grüblerin wie Rahel existiert, nie eine Sylphide und Schwärmerin wie Bettina, nie eine Selbstmörderin wie Charlotte, Selbstmörderin zufolge einer hochsinnigen, aber falschen ästhetischen Theorie.

Derjenige, welcher nach einem tieferen historischen Verständnis strebt, sieht außerdem in Rahels Selbstbetrachtung die erste Form, welche der Trieb nach Freiwerden bei den Frauen in Deutschland in diesem Jahrhundert annehmen mußte; diese hohe, intellektuelle Selbständigkeit mußte erreicht werden, bevor die Frauen in einem Lande, wo man sie seit Jahrhunderten auf das Haus beschränkt hatte, weiter vorwärts streben konnten. Der Forscher erkennt ferner aus Bettina's dreifacher Begeisterung, für Goethe, für die politischen Freiheitsgedanken und für die sozialen Reformvorschläge, den Ueber-

gang aus der Kunstperiode zum Zeitalter des Liberalismus und Sozialismus. Er erblickt endlich in Charlottens Selbstmord den Ausdruck für das Verlangen der Frauen jener Zeit, die Männer aus dem litterarischen Quietismus zu reißen und sie dem Ernst und der Bedeutung des Lebens gegenüber zu stellen. Das ganze Zeitalter spricht durch ihren Mund, wenn sie zu Stieglitz sagt, daß das Lied vom kleinen Veilchen bei dem Accompagnement eines Wasserfalls unmöglich sei. Keine dieser Frauen hätte sich daher zu einem anderen Zeitpunkte zu dem, was sie geworden, entwickeln können: keine von ihnen würde zu einer anderen Zeit so sehr verstanden und gewürdigt worden sein! Wir haben schon heutzutage alle Mühe, ihnen gerecht zu werden.

Bezeichnend ist es, daß im Leben dieser Frauen das Wort Arbeit nicht vorkommt. Sie haben methodisch nicht das Geringste gelernt, und in ihrer Angst vor Unweiblichkeit sind sie stolz darauf. Wir sahen dies bei Rahel. Selbst die ganz außergewöhnlich sprachenkundige Henriette Herz ist tief gekränkt darüber, daß Jean Paul in einem Briefe die Worte „M. Herz und seine gelehrte Frau" geschrieben hat. Charlotte Stieglitz hat keine Ahnung davon, daß das Talent durch Arbeit, durch hartnäckigen Fleiß und nicht durch einen Todesfall entwickelt wird. Bettina endlich, diese liebliche Bajadere, die wie Mignon geschickt zwischen Eiern zu tanzen versteht, hat nichts mit Arbeit zu thun. Man fühlt dies mit Unbehagen, wenn man dem unordentlichen Vortrage in ihrem so unpolitischen Buche an den König folgt.

Gegen das Jahr 1848 begann man einzusehen, daß diese Geistreichheit fester, wahrer, dauernder gewesen sein würde, wenn diese Frauen etwas Tüchtiges gewußt, ein Studium gehabt oder eine Wissenschaft gepflegt hätten. Alle diese Gedankenblitze hätten doppelt so wertvoll sein können, wenn sie zuerst einer Disziplin unterworfen gewesen wären. Gedankenflug ohne Disziplin ist oft gleichbedeutend mit Kräfteverlust. Wenn Rahel Kenntnisse als Grundlage besessen hätte, so hätte sie anders auf die Nachlebenden wirken können. Nun flattern ihre Einfälle, dunkle und klare, Spreu und Saatkorn, in alle Winde.

Man glaubte in den dreißiger Jahren noch an eine Inspiration, welche vom Wissen entbände, an eine Moral des Herzens, welche davon befreie, die Moral der alten Gesellschaft zu reformieren, an ein Auflehnen gegen die Regel, welches alle Regeln bestehen ließ, sie aber selbst umging. Hier traten nun die Männer des jungen Deutschland hinzu und versuchten einzugreifen.

In den vierziger Jahren war man sich klar darüber, daß es ein Etwas gebe, das mehr wert sei, als geistvoller Scharfsinn und ein Leben in der innern Welt allein. Es gab ja noch genug demütige und kühne Arbeit in Wissenschaft und Politik! Wir sehen die deutsche Philosophie sich in der Richtung des Radikalismus entwickeln und wir stoßen auf Dichter, welche danach streben, der politischen Freiheit einen Weg zu bahnen.

Druck von G. Reichardt, Groitzsch.

Brandes

Rahel, Bettina
Charlotte Stiegl